

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Andreas Hofer

historischer Roman

Österreichs Erhebung

Mühlbach, Luise

Dresden, 1870

II. Kaiser Franz

„Ghen begann die große Pendeluhr, die auf dem Marmorgesims stand, die Stunde anzuschlagen.

„Elf Uhr,“ sagte der Erzherzog, „die Stunde also, in welcher der französische Gesandte Audienz beim Kaiser hat. Es ist also die höchste Zeit. Nugent, eilen Sie zu meinem Bruder, beschwören Sie ihn, sich sofort zum Kaiser zu begeben, um dieses eine Mal wenigstens gemeinschaftlich mit mir zu handeln. Sagen Sie ihm, daß alles auf dem Spiel stände. Sie aber, Hormayr, gehen Sie zu meinen lieben Tirolern, sagen Sie ihnen, daß ich sie heute Nacht um zwölf Uhr hier erwarte und kommen Sie dann mit ihnen hierher. Wir wollen Kriegsrat halten.“

„Und Em. Kaiserliche Hoheit vergessen nicht, daß Sie versprochen haben, heute abend in dem Konzert zu erscheinen?“ fragte Nugent. „Em. Hoheit wissen, unsere Freunde wollen heute abend nicht bloß dem deutschen Altvater der Kunst, Josef Haydn, einen Triumph bereiten, sondern sie wollen auch die deutsche Musik benutzen, um eine politische Demonstration daraus zu machen, und sie hoffen auf die Gegenwart des kaiserlichen Hofes, um den Kaiser und seine Brüder zu Zeugen der patriotischen Begeisterung Wiens zu machen.“

„Ich werde sicherlich dabei sein,“ sagte der Erzherzog lebhaft, „und hoffentlich gelingt es den Bemühungen der Kaiserin, auch den Kaiser zu bewegen, daß er das Konzert besucht. Nun denn, meine Freunde, ans Werk. Möge Gott unsern Bemühungen endlich den Sieg verleihen!“

II.

Kaiser Franz.

Kaiser Franz war in seinem Arbeitskabinett damit beschäftigt, einen kleinen Miniaturbecher, den er gestern aus einem Pfirsichkern zu schnitzen begonnen,

zu seiner Vollendung weiter zu führen. Vor ihm auf dem Tische lag die Zeichnung, nach welcher der Kaiser seinen Becher schnitzte, und nur zuweilen hob er seine Augen von der Arbeit empor, um die Zeichnung mit seinem Werk zu vergleichen. Aber diese Vergleichen schienen den Kaiser eben nicht zu erfreuen, denn er runzelte die Stirn und setzte seinen Becher ziemlich unsanft dicht neben der Zeichnung hin.

„S' glaub halt wahrhaftig, das Ding ist schief worden,“ brummte der Kaiser vor sich hin, indem er den kleinen Becher von allen Seiten betrachtete, „na, vielleicht läßt's sich noch ändern und wir können den Schaden noch restaurieren.“

Er nahm den kleinen Becher wieder zur Hand und begann, eifrig wieder daran zu arbeiten. Es war eine harte und beschwerliche Arbeit und der Schweiß stand dem Kaiser in großen Tropfen auf der Stirn, seine Arme schmerzten ihn und seine Finger bekamen Schwielen von dem Druck der Messer und Feilen, aber der Kaiser achtete nicht darauf und wischte sich nur von Zeit zu Zeit mit der umgekehrten Handfläche die Schweißtropfen von seiner Stirn, um dann mit erneutem Eifer weiterzuarbeiten.

Dicht neben seinem kleinen Tisch mit den Werkzeugen stand der große Schreibtisch des Kaisers. Ganze Stöße von Akten und Papieren lagen auf dem Tisch und viele Briefe und Depeschen mit großen offiziellen Siegeln. Aber der Kaiser hatte noch nicht daran gedacht, sie zu öffnen. Der Pfirsichkern hatte alle seine Zeit heute morgen in Anspruch genommen, und nur eins von diesen Papieren hatte er entsiegelt, den Rapport der geheimen Polizei und des Schiffrakabinetts, das war die Lieblingslektüre des Kaiser Franz, und er würde sehr zornig gewesen sein, wenn er einmal frühmorgens denselben auf seinem Arbeitstisch nicht gefunden hätte.

Dank diesem Rapport wußte der Kaiser an jedem Morgen mit unverbrüchlicher Genauigkeit, was am Tage vorher in Wien geschehen, womit sich die Gesandten der fremden Mächte beschäftigt, und vor allen Dingen, was seine Brüder, die Erzherzöge Carl, Ferdinand, Joseph und Johann gesagt, getan, ja vielleicht auch nur gedacht hatten. — Der heutige Bericht der geheimen Polizei hatte dem Kaiser vermeldet, daß beim Anbruch des Tages ein Kurier aus Paris beim französischen Gesandten Grafen Andreossi eingetroffen sei.

Gerade um sich von dieser unangenehmen Meldung zu erholen, hatte Franz den Rapport beiseite gelegt und sich an seine Schnitzarbeit begeben, und dieser war es gelungen, die Wolke von der Stirn des Kaisers zu verjagen.

Er war jetzt eifrig damit beschäftigt, die schiefe Seite seines Bechers zu ebnen, als ein leises Klopfen an der kleinen Tapentür, die auf den Korridor und von da in die Gemächer der Kaiserin führte, ihn unterbrach.

Der Kaiser zuckte leise zusammen und blickte horchend nach der Tür hin. Da wurde abermals geklopft. Es war kein Zweifel, man begehrte Einlaß, man wollte die friedliche Einsamkeit des Kaisers stören.

„Was will denn die Kaiserin?“ murmelte Franz. „Es wird halt wieder Vergerniß geben.“

Er erhob sich achselzuckend von seinem Lehnstuhl, schob seinen kleinen Becher in eine Schatulle seines Tisches und eilte jetzt, die Tür zu öffnen.

Franz hatte sich nicht geirrt, es war wirklich die Kaiserin Ludovika, die dritte Gemahlin des Kaisers, ihm erst seit einigen Monaten vermählt.

Sie war jung und schön, aber ein Ausdruck tiefer Schwermut sprach aus ihren Zügen. Ihre Wangen waren von durchsichtiger Blässe, um die feinen

schmalen Lippen zitterte ein trauriges Lächeln, ihre hohe Stirn war wie von einer Wolke der Trauer überschattet und aus ihren großen schwarzen Augen schossen zuweilen dunkle Blutblitze, aber die Kaiserin hatte gelernt, über ihre Seele und ihr Herz einen Schleier zu legen, und niemals verrieten ihre Lippen die Schmerzen ihres Innern. Nur ihre Vertrauten wußten, daß Ludovikas Seele an zweifachen Qualen litt, an den Qualen des Hasses und des beleidigten Stolzes. Napoleon! Das war der glühende Haß der Kaiserin, und — verschmäht, vernachlässigt von ihrem Gemahl, dem Kaiser Franz, das war das Gefühl des beleidigten Stolzes, das fort und fort an ihr nagte. Sie war dank den ungeheuren Reichtümern ihrer Mutter, Beatrice von Este, Herzogin von Modena, die Gemahlin des Kaisers geworden, aber sie hatte sich nur einer hohen Stellung vermählt, nicht aber einem Manne. Sie war nur Kaiserin dem Namen und Titel nach. Franz vermied scheu und ängstlich jedes vertrauliche Beisammensein und nur vor den Augen des Hofes und der Welt verweilte er in ihrer Nähe. Anfangs hatte Ludovika dieses mit stolzer Gleichgültigkeit hingenommen und nicht der geringste Vorwurf war über ihre Lippen gekommen. Sie hatte ja auch den Gemahl nicht aus Liebe geheiratet, sondern nur aus Ehrgeiz, aus Stolz. Sie hatte sich gesagt, daß es schöner sei, Kaiserin von Oesterreich denn eine Prinzessin von Modena und Este zu sein, und selbst das Los, die dritte Gemahlin, die Stiefmutter von zehn Kindern der zweiten Gemahlin zu sein, hatte sie nicht geschreckt. Sie wollte eine Rolle spielen, Einfluß haben, die Geschicke der Welt gestalten helfen. Aber in dieser Hoffnung sollte sie sich bald getäuscht sehen. Der Kaiser gönnte ihr vor der Welt alle Vorrechte ihrer Stellung, aber er sprach niemals mit ihr von Regierungsangelegenheiten.

Das war der Gram, welcher an der Seele der jungen Kaiserin nagte. Aber seit einigen Wochen hatte sie sich emporgerafft, und die Anwesenheit ihrer Mutter, der klugen und intriguannten Herzogin von Modena, schien die Kaiserin in dem Entschluß bestärkt zu haben, sich das Vertrauen ihres Gemahls erobern zu wollen. Während sie sonst vor der Gleichgültigkeit ihres Gemahls sich in stolzem Schweigen zurückgehalten, war sie jetzt freundlich gegen ihn und oft geschah es, daß sie durch den geheimen Korridor, der die Gemächer des Kaisers und der Kaiserin verband, unangemeldet sich in das Kabinett ihres Gemahls begab, um mit ihm von Politik zu sprechen.

Aber der Kaiser haßte die Gespräche von ganzem Herzen und eine Wolke lagerte sich auf seine Stirn, sobald er das leise Klopfen der Kaiserin vernahm.

Auch heute stand die dunkle Wolke auf seiner Stirn, als die Kaiserin zu ihm eintrat. Ludovika sah es und ein schmerzliches Lächeln flog einen Moment über ihr bleiches Angesicht.

„Da Eure Majestät nicht zu mir gekommen sind, um mir einen Morgengruß zu sagen, so komme ich zu Ihnen,“ sagte sie mit sanfter freundlicher Stimme, indem sie dem Kaiser ihre schmale weiße Hand reichte.

Franz nahm die Hand und drückte sie an seine Lippen.

„Es ist wahr,“ sagte er verlegen, „ich bin heute morgen nicht gekommen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, aber es fehlte mir an Zeit. Ich mußte mich gleich in mein Kabinett begeben, hatte viel zu arbeiten und bin sehr beschäftigt.“

„Ich sehe es,“ sagte Ludovika, „die Kleider Eurer Majestät tragen noch die Spuren Ihrer Beschäftigung.“

Der Kaiser beeilte sich, die kleinen Splitter des Pfirsichkerns, die auf seiner Brust und seinem

Marmel hafteten, mit der Hand hinwegzustreichen, aber indem er das that, verfinsterte sich seine Stirn noch mehr.

„Schauen's, Frau Kaiserin,“ sagte er lachend, „am Ende gar gehören's zu der geheimen Polizei und sollen ausspüren, womit ich mich beschäftige, wenn ich allein in meinem Kabinett bin. Ei, wenn ich das wüßt', so würde ich auf meiner Hut sein und diese Thür hier vermauern lassen müssen, damit meine Frau Gemahlin mich nicht untermüdet überfallen und beobachten können.“

„Eure Majestät werden das sicher nicht tun,“ sagte Ludovika, deren Stimme bebte, und deren Wangen noch bleicher geworden waren. „Nein, Eure Majestät werden mir nicht dieses einzige Vorrecht, das ich mit Ihren früheren Gemahlinnen theile, noch rauben wollen, und damit aller Welt verklären, daß ich in diesem Schloß eine Fremde bin.“

„Ich sage ja nicht, daß ich das will,“ bemerkte Franz achselzuckend, „ich sage nur, daß ich es nit leiden kann, beobachtet und ausspioniert zu werden. Es ist wahr, die frühere Kaiserin hatte auch die Schlüssel zu diesem geheimen Korridor, aber, Sie verzeihen mir diese Bemerkung, die Kaiserin machte fast niemals von demselben Gebrauch. Niemals versuchte es die Kaiserin Theresese, mit mir von Politik und Staatsangelegenheiten zu sprechen.“

„Das ist begreiflich,“ sagte Ludovika, „Sie hatten beide so viele gemeinschaftliche Interessen, über welche Sie sprechen konnten. Sie konnten von Ihrer gegenseitigen Liebe sprechen, von Ihren Kindern! Ich, die ich so unglücklich bin, von diesen beiden Dingen nicht mit Eurer Majestät sprechen zu können, muß mich wohl begnügen, mit meinem Gemahl von andern Dingen zu sprechen und hege den Wunsch, wenigstens teilnehmen zu dürfen an seinen Sorgen, da ich nicht Anteil haben kann an seiner Liebe. Ich bitte Sie, stoßen Sie mindestens meine Freundschaft nicht zurück,

nehmen Sie die Hand der Freundin an, die ich ehrlich und herzlich Ihnen darbiere.“

„Mein Gott, ich wünsche ja nichts mehr. Mein höchster Wunsch ist erfüllt, wenn Eure Majestät mir Ihre Freundschaft schenken und mir als Ihrem besten, ergebensten und treuesten Freund vertrauen wollen!“

„Aber dieses Vertrauen muß gegenseitig sein,“ sagte Ludovika. „Auch Majestät müssen mir vertrauen und unbedingt auf meine Treue rechnen!“

„Ich tue das,“ sagte Franz hastig, „nie würde ich es wagen, an der Treue meiner Gemahlin zu zweifeln.“

„Ich sprach nicht von der Treue der Frau,“ sagte Ludovika seufzend, „sondern von der Treue meiner Freundschaft, die freudig bereit ist, alle Sorgen und Kümmernisse mit Ihnen zu teilen.“

„Nun wohl denn,“ sagte der Kaiser, „ich will Ihnen einen Beweis geben von meinem Glauben an ihre Freundschaft. Sie sollen mir Ihren Rat schenken,“ sagte er, indem er der Kaiserin zunicke und aus dem Schreibtisch den angefangenen Becher hervorholte.

„Sehen Sie,“ fuhr der Kaiser fort, seiner Gemahlin den Becher darreichend, „ich wollte da aus diesem Pfirsichkern einen kleinen Becher schnitzen, aber nun zeigt sich halt auf einmal, daß der Pfirsichkern schief gewachsen ist. Geben Sie mir nun einen Rat und sagen Sie mir, was ich machen soll, denn es wäre doch halt eine ewige Schande für einen Kaiser, wenn man von ihm sagen könnte, er habe sich mit seiner eigenen Arbeit in eine schiefe Positur gebracht.“

Die Kaiserin war bleich geworden, sie preßte die Lippen aufeinander, als wolle sie einen Ausruf des Unmuts zurückhalten. Aber sie unterdrückte schnell ihre Erregung und nahm hastig den kleinen Becher, den der Kaiser ihr entgegenhielt.

„Majestät haben recht,“ sagte sie hastig, „der Becher ist wirklich ganz schief und mißraten. Da Sie mich

nun gefragt haben, was dabei zu tun sei, so gebe ich Ihnen den Rat, diesem Ding rasch ein Ende zu machen und den kleinen Becher so durch einen Stoß Ihres kleinen Fingers für immer niederzuschmettern."

Sie schnellte ihren kleinen Finger gegen den Miniaturbecher, daß das kleine Ding umfiel und bis an das andere Ende des Tisches hinrollte.

"Das ist allerdings ein sehr energischer Rat," sagte Franz lächelnd, aber er gefällt mir halt nit!"

"Majestät sagten es vorher selbst, es wäre für einen Kaiser eine ewige Schande, wenn er sich mit seiner eigenen Arbeit in eine schiefe Stellung gebracht hätte. Die Schande aber ist die schlimmste Niederlage, welche einem Kaiser widerfahren kann, und um sie zu vermeiden, muß er also eilen, jeder schiefen Stellung den Krieg zu erklären. Wenn das aber schon bei einer so unbedeutenden Sache, wie der Pfirsichkern da, Pflicht ist, um wieviel mehr ist es Pflicht, wenn es sich um eine so große und heilige Sache handelt, wie es die Freiheit und Ehre Ihres Reiches und Ihrer Politik ist!"

"Schauen's," sagte der Kaiser, "da sind wir also richtig doch von dem Pfirsichkern auf die Politik und den Krieg gekommen. Das ist aber halt ein Pfirsichkern, der schwer zu knacken ist."

"Was haben Sie zu fürchten? Haben Sie nicht dreimalhunderttausend Soldaten, tausende von Kanonen und hunderttausende von Gewehren?"

"Das wohl, aber Sie vergessen, verehrte Frau Gemahlin, daß auch der Gegner Soldaten, Kanonen und Gewehre hat. Ich denke, ich habe bei Austerlitz dem Napoleon nicht nur gut bewaffnete, sondern auch tapfere Männer gegenübergestellt, der Bonaparte aber hat sie doch überwunden, hat uns die Schlacht von Austerlitz abgewonnen und wir mußten uns vor ihm beugen und seine Friedensbedingungen annehmen, um

nit ganz Oesterreich in Trümmer fallen zu lassen. Es ist wahr, es war ein harter Gang, und seit ich damals den Kaiser zum erstenmal gesehen habe, kann ich ihn halt erst gar nit mehr leiden. Aber die Wahrheit muß deshalb doch wahr bleiben, und die Wahrheit ist, daß der Kaiser Napoleon kein Lämmchen ist, sondern ein Löwe, dessen Wutgebrüll alle Throne erzittern macht und der ganz Europa in Bewegung bringt.“

„Umsomehr ist es Pflicht, diesem unnatürlichen Zustand ein Ende zu machen,“ rief die Kaiserin heftig, „die Throne zu befestigen und Europa die Ruhe wiederzugeben. Dazu aber gibt es nur ein Mittel, den Krieg! Man muß den Löwen vernichten, damit die friedliebenden Menschen Ruhe haben.“

„Aber wenn wir nun, statt den Löwen zu vernichten, von ihm vernichtet würden? Wenn der Löwe uns abermals einen so schmachvollen Frieden diktirte? Meinen Sie etwa, daß das halt eine so angenehme Sache ist. Ich dank halt dafür! Bin gar nit begierig, statt meiner Kaiserkrone eine Märtyrerkrone zu tragen, sondern will lieber mein Augenmerk darauf richten, meine Krone auf meinem Haupte festzuhalten, allem Kriegsgeschrei zum Trotz. Allerliebste Leute, diese Schreier. Tun wollen Sie halt nichts, meinen, daß es genug ist, wenn sie Krieg, Krieg! schreien und daß damit der Bonaparte besiegt werden kann. Dazu gehört aber mehr, Frau Kaiserin, als das Kriegsgeschrei in den aristokratischen Salons und das Federgekritzeln der Herren Journalisten und Freiheitsdichter.“

„Ganz Deutschland ist bereit zum Kampf gegen Napoleon,“ rief Ludovika glühend, „es wartet nur darauf, daß Oesterreich das Zeichen zum Angriff gebe, damit alle ihm nachfolgen können!“

„Wenn diese schönen Redensarten,“ sagte Franz achselzuckend, „hör sie täglich von meinen kriegsdurstigen Herren Brüdern, die sich mit diesen schönen

Phrasen auf so bequeme Art beim Volk populär zu machen wissen. Aber es sind halt doch nur Phrasen. Denn, sagens mir halt einmal, Frau Kaiserin, wo ist denn das Deutschland, das nur darauf lauert, bis Oesterreich das Zeichen zum Angriff gäbe, wo sind die deutschen Heere, die nur sehen wollen, daß Oesterreich vorwärtsgehe, um gleich hinter ihm drein zu kommen! Preußen liegt ohnmächtig darnieder und kann halt nichts tun und die Herren Rheinbundsfürsten, die warten allerdings aufs Zeichen zum Angriff, aber der Herr Bonaparte wirds ihnen geben, und wenn sie marschieren, so marschieren sie gegen uns und werden bemüht sein, tapfer gegen uns zu kämpfen, um sich vom französischen Kaiser Lob und Ehre, Titel und Land zu gewinnen. Nein, nein, ich laß mich halt nit blenden von tapfern Phrasen und bombendonnernden Redensarten, ich weiß was ich weiß: daß Oesterreich nämlich, wennes zum Kriege kommt, ganz allein steht, und daß es entweder siegen oder zu Grunde gehen muß. 1805, als wir die unglückliche Geschichte bei Austerlik hatten, die mir die Hälfte von meinen Staaten gekostet hat, war ich nit einmal allein, da hatte ich noch Rußland zum Bundesgenossen. Heut aber hat Rußland erklärt, daß es nicht gegen Napoleon kämpfen würde, sondern so lange als möglich strenge Neutralität beobachten werde; wenn es sich aber entscheiden müsse, daß es alldann mit Frankreich gegen uns stehen würde. Ich bin also heut ganz allein, während Napoleon viel Bundesgenossen hat.“

„Aber Majestät haben einen mächtigen Bundesgenossen in der allgemeinen Begeisterung Oesterreichs und Deutschlands, in der allgemeinen Empörung gegen Napoleon, Sie haben den mächtigsten Bundesgenossen für sich: die öffentliche Meinung!“

„Ach, gehens mir mit dem abscheulichen Bundesgenossen.“ rief der Kaiser heftig, „ich mag halt nichts

hören von ihm. Die öffentliche Meinung, das ist halt das Steckenpferd, das mein Herr Bruder, der populäre Erzherzog Johann, immer reitet, aber es wird ihn schon einmal abwerfen und in den Straßenkot schmeißen. Ich bitt' Sie, Frau Kaiserin, kommen's mir nie wieder mit der öffentlichen Meinung. Sie riecht nach Revolution und Empörung und läßt sich von jedermann leiten. Ich verzichte ein- für allemal auf den Bundesgenossen. Sie sehen also, Frau Kaiserin, daß ich ganz allein steh. Meiner eigenen Meinung aber, der folge ich, und die war, daß es den Rüstungen Frankreichs gegenüber notwendig sei, auch zu rüsten und dem Gegner zu zeigen, daß ich ihn nicht fürchte. Ich habe also mein Heer in Kriegsbereitschaft gesetzt, habe dem Bonaparte gezeigt, daß Oesterreich wohl imstande ist, es mit ihm aufzunehmen. Aber vorläufig werde ich nit weitergehen und wenn nicht etwas besonderes geschieht, wird alles Kriegsgeschrei und alles Drängen mich nicht vorwärts treiben. Das Besondere aber, was geschehen könnte, das wär, daß Napoleon in Spanien nicht Sieger bliebe, daß er gezwungen wär, seine Armee dort zu behalten. Wenn das wäre, dann freilich stände ich halt nit ganz allein. Wenn aber das Glück dem Herrn Napoleon dort wie überall treu bleibt, dann werde ich mich von der Notwendigkeit bestimmen lassen, dann werde ich nicht der Angreifer sein, sondern mit dem Schwerte in der Hand warten, ob ich angreifen soll. Man soll nit sagen können, daß ich vorwizig den Krieg angefangen und den Frieden gebrochen habe. — Und jetzt, Frau Kaiserin," sagte der Kaiser hochaufatmend "jetzt habe ich Ihnen den Willen getan und habe mit Ihnen über Politik gesprochen, denke aber wohl, Sie und Ihre politischen Freunde und Freundinnen werden einsehen, daß halt mit mir gar nichts anzufangen ist und daß es am besten sein wird, mich ganz und gar aufzugeben, weil ich doch einmal

so störrisch bin, nit von anderen mich leiten zu lassen. Sie haben mir aber versprochen, Frau Kaiserin, daß Sie mir eine treue Freundin sein wollen. Ich fordere also einen Beweis davon. Reden wir nicht mehr von Politik, das ist alles, was ich von Ihrer Freundschaft erbitten will."

"Dann erlauben mir Majestät nur noch," sagte die Kaiserin mit einem tiefen Seufzer, "eine Bitte vorzutragen. Ich bitte, daß Majestät mir die Freude machen, mit mir in das große Konzert im Universitäts-saal zu gehen. Man wird dort Haydn's „Schöpfung“ aufführen, der alte Meister wird selbst zugegen sein."

"Om, ich hab halt die Ahnung, daß da noch was anderes dahintersteckt," sagte der Kaiser gedanken-voll, „und daß es mit der bloßen Huldigung für den alten Meister Haydn nicht abgetan ist. Aber gleich-viel, Majestät wünschen hinzugehen und es wird mir ein Vergnügen sein, meine Frau Gemahlin zu begleiten."

Ein leises Klopfen an der Haupttür machte sich bemerkbar.

"Nun, was gibts," rief der Kaiser, „kommen Sie nur herein."

Der Geheimkämmerer des Kaisers schlüpfte leise durch die nur halbgeöffnete Tür und blieb dann stumm und ängstlich neben der Tür stehen.

„Sagen Sie nur, was Sie zu sagen haben!"

„Majestät, der französische Herr Gesandte Graf Andreoffy ist soeben vorgefahren und läßt Majestät in dringender Angelegenheit sogleich um Audienz bitten."

„Warum hat er sich deshalb nicht an meinen Minister des Auswärtigen gewandt!" fragte der Kaiser unmutig.

„Majestät, der Herr Gesandte läßt deshalb um Entschuldigung bitten, aber er sagt, er habe von seinem Kaiser Napoleon den ausdrücklichen Befehl er-

halten, zu versuchen, unmittelbar zu Eurer Majestät zu gelangen."

"Führen Sie den Gesandten in den kleinen Audienzsaal. — Nun?" fragte der Kaiser verwundert, als der Kämmerer noch immer stehen blieb, „haben Sie mir noch mehr zu sagen?"

„Ja, Majestät, es ist soeben ein Kurier aus Paris vom Grafen Metternich angelangt mit dringenden Depeschen für Eure Majestät."

„Ach, das ist halt etwas anderes," rief der Kaiser. „Sagen's dem Herrn Gesandten, daß ich ihn jetzt nit empfangen könnte, daß ich aber in einer Stunde bereit bin, die gewünschte Audienz zu bewilligen. Der Kurier soll sogleich hierher in mein Kabinett kommen!"

Der Geheimkämmerer schlüpfte geräuschlos wieder zur Tür hinaus und der Kaiser wandte sich jetzt seiner Gemahlin zu.

„Frau Kaiserin," sagte er, „erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Arm biete und Sie in Ihre Gemächer zurückführe. Sie sehen es wohl, ich bin ein armer geplagter Mann, dem seine vielen Geschäfte nicht einmal erlauben, mit seiner Gemahlin ungestört eine Stunde zu plaudern. Bemitleiden Sie mich ein wenig und zeigen Sie mir das dadurch, daß Sie mir künftig gütigst gestatten, in Ihrer Gesellschaft mich von den Geschäften auszuruhen und nicht von Politik zu sprechen."

Als sie die Schwelle des kaiserlichen Kabinetts überschritten, kündigte der Kämmerer den Kurier aus Paris, Staatskanzleihofrat v. Hudelist, an.

„Es ist gut, ich komme gleich zurück," rief der Kaiser und führte seine Gemahlin mit etwas beschleunigterem Schritt über den Korridor. Vor der Tür am Ende desselben blieb er stehen und nickte der Kaiserin freundlich lächelnd zu.

„Ich habe Sie jetzt bis zu der Grenze Ihres Reiches geführt,“ sagte Franz, „erlauben Sie, daß ich nun in das meine zurückkehre.“

Ohne eine Antwort der Kaiserin abzuwarten, wandte er sich um und kehrte hastig in sein Kabinett zurück.

Ludovika trat in ihr Kabinett ein und riegelte hinter sich die Verbindungstür ab. „Für immer geschlossen!“ sagte sie seufzend. „Ich werde es nicht wieder versuchen, von dieser Thür Gebrauch zu machen, nicht noch einmal mich dem Spott und Hohn des Kaisers aussetzen. Ich muß also diese Schmach ertragen, ich muß es dulden, verschmäht, verstoßen zu werden von meinem Gemahl, ich — doch still, es ist jetzt nicht Zeit, über mein persönliches Schicksal zu jammern, wenn das Schicksal von ganz Oesterreich in Frage steht. Es müssen sehr wichtige Nachrichten aus Paris zu melden sein, sonst würde Metternich nicht seinen vertrauten Gehilfen, den Hubelist, senden, sonst würde nicht Androssy auf so stürmische Weise eine Audienz begehren. Vielleicht werden diese Nachrichten endlich heute eine Entscheidung herbeiführen, oder vielleicht kann man doch dazu beitragen, daß es geschieht. Ich will an den Erzherzog Johann schreiben und ihn herberufen! Vielleicht gelingt es ihm besser als mir, den Kaiser zu einem endgültigen Entschluß zu treiben.“

Sie eilte zu ihrem Schreibtisch und schrieb jenes kleine geheimnisvolle Briefchen, das sie dem Erzherzog Johann in jenem angeblich von ihm entliehenen Buch zusandte.

III.

Der Kurier und der Gesandte.

Der Kaiser war wieder in sein Kabinett eingetreten und hatte dasselbe sorgfältig hinter sich verriegelt. Dann wandte er sich hastig nach dem Kurier um, der drüben neben der Thür stand.